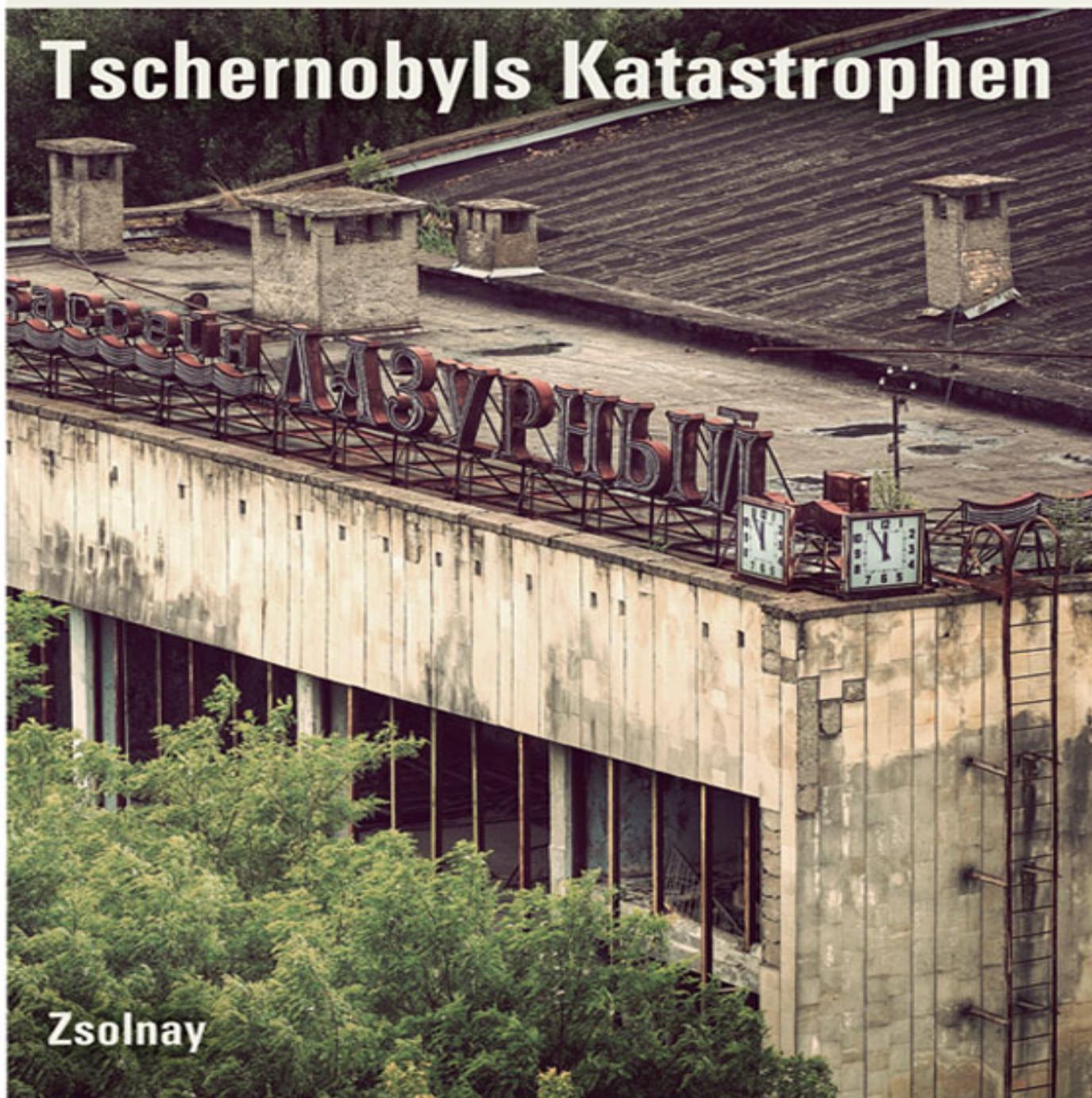


Francesco M. Cataluccio

Die ausradierte Stadt

Tschernobyls Katastrophen



Zsolnay



Zsolnay eBook

Francesco M. Cataluccio
Die ausradierte Stadt
Tschernobyls Katastrophen

Aus dem Italienischen
von Sigrid Vagt

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2011 unter dem Titel *Chernobyl* bei Sellerio in Palermo.

Die Motti werden zitiert aus: Paul Ewdokimow, *Die Frau und das Heil der Welt*, übers. v. Elisabeth v. Flotow, Manz, München 1960, und Michail A. Bulgakow, *Der Meister und Margarita*, übers. v. Thomas Reschke, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 3, Volk und Welt, Berlin 1995.

ISBN 978-3-552-05591-9

© Sellerio editore 2011

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2012

Umschlaggestaltung: David Hauptmann, Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich, unter
Verwendung eines Fotos von © Sebastian Plonka

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen
finden Sie unter www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf www.facebook.com/ZsolnayDeuticke

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Inhalt

Die Landkarte des Wermuts
Verseuchung durch das Militär
Was Tschernobyl einmal war
Rabbis am Dnjepr
Rote und Weiße
Holodomor
Als Tschernobog tanzte
Der Teufel macht Töpfe, aber nicht die Deckel dazu
Das wiedergefundene polnische Tagebuch
Mephisto und Faust unterwegs in Russland
Das Disneyland der Radioaktivität

Anmerkungen
Dank

Nicht Wissen erhellt ein Mysterium,
sondern das Mysterium erhellt das Wissen.

Paul Ewdokimow,

»Die Frau und das Heil der Welt« (1958)

Aber ich beschwöre Sie zum Abschied,
glauben Sie wenigstens, daß der Teufel existiert.
Mehr verlange ich gar nicht.

Michail A. Bulgakow,

»Der Meister und Margarita« (1966)

Die Landkarte des Wermuts

Einige meiner seltsamsten Abenteuer begannen in Antiquariaten, diesen Orten widersprüchlicher Zerstreungen, an denen man entdeckt, was man nicht erwartet, und vieles in der Schwebe bleibt, ohne dass man zu einem Schluss gelangt.

Im milden September 1983 betrat ich eine kleine Pariser Buchhandlung zwischen der Rue Madame und der Rue du Vieux Colombier, die wie eine klassische Freimaurerloge auf älteren Bildern von Landkarten und Drucken ägyptischer und babylonischer Bauwerke überquoll. Ich hatte vor, eine alte Landkarte von Polen als Geschenk zu kaufen. Es gab aber keine, und so wurde mir stattdessen eine farbige Karte der Ukraine angeboten: ein schönes Rollbild, ein Stich von Johann Baptist Homann (1663–1724) aus Nürnberg aus dem Jahr 1705. Oben links, eingerahmt von einigen seltsamen Gestalten mit Schnurrbart, Lammfellmütze und gezücktem Säbel, stand geschrieben: »Ukrania quae est terra cosaccorum«.

Während ich die Karte noch unschlüssig betrachtete, näherte sich ein anderer Kunde: riesengroß, blasses Gesicht, das blonde, pomadisierte Haar sorgsam über den kahlen Schädel gekämmt, eleganter, wenn auch leicht abgetragener schwarzer Gehrock. Unverständliche Namen brummelnd stellte er sich vor und behauptete, Fürst von Sonstwo zu sein: »Deuter und Erforscher chemischer Phänomene«. Er sprach ein leicht asiatisch angehauchtes Französisch, wechselte dann aber ganz selbstverständlich in ein Italienisch mit spöttisch neapolitanischem Akzent. Behutsam nahm er mir die Karte aus der Hand und betrachtete sie leicht seufzend. Mit nikotingelbem Zeigefinger fuhr er in der Kartenmitte senkrecht die schwarze Linie eines Flusses entlang und flüsterte: »Das ist der bittere Dnipro, der Dnjepr, den schon Herodot unter dem Namen *Borysthenes* erwähnt, was auf Skythisch ›weites Land‹ bedeutete; die Römer hingegen nannten ihn

Danaper. Hier bildet er fast einen See, und ein wenig weiter oben, in einem Netz von Flüssen, trifft er auf den Prypjat, von *prypetsch*, was – wie Sie sicher wissen – ›sandiges Ufer‹ bedeutet. Sehen Sie hier, an der ersten Biegung links steht Czernobel oder Tschernobyl. Der Name der Stadt leitet sich aus der Zusammensetzung von *tschorny* (schwarz) und *byllja* (Grashalme oder Stengel) her. Die wörtliche Bedeutung wäre also: schwarzer Stengel. Die Herkunft dieses Namens ist nicht recht bekannt, es gibt mehrere Hypothesen. Eine davon leitet ihn aus der ukrainischen Bezeichnung für die Artemisia (*Artemisia absinthium*) ab, die zusammen mit dem Samen von grünem Anis, Fenchel, Ysop, Melisse, vermischt mit Engelswurz, Minze, Wacholder, Kamille und Koriander den Hauptbestandteil des Wermuts bildet.«

Barbara, meiner polnischen Freundin, der ich die Landkarte mitbrachte, gefiel das Geschenk ganz und gar nicht. Sie wurde sogar furchtbar wütend, warf damit nach mir und rief voller Verachtung: »Diese Ukraine ist immer polnisch gewesen: Siehst du nicht, dass dort auch Lublin, Lemberg und das ganze Podolien liegen!« So behielt ich die Karte. Und ein wenig ist es auch ihre Schuld, dass ich mich, als das Kernkraftwerk explodierte, in der Nähe befand: in einem Häuschen, umgeben von einem Garten mit Apfelbäumen, am Stadtrand von Warschau.

Durch Tschernobyl wurde ich radioaktiv. Dieser Name hat sich anmaßend und heimtückisch in mir eingenistet, sodass ich irgendein Medikament mit schädlicher Wirkung vor allem auf Gedächtnis und Gemüt schlucken musste. Und sei es auch nur, um das Schicksal zu beschwören und meine Eltern zu beruhigen.

Ein paar Jahre lang frequentierte ich deshalb die altehrwürdige, wohlriechende Apotheke San Giovanni. Der Inhaber hatte eine komische Brille um den Hals hängen, war stets freundlich und sprach mit weichem R. Er war stolzer Repräsentant eines mit allen Wassern gewaschenen Apothekergeschlechts, das nun im Aussterben begriffen war. Hinter ihm, zwischen den himmelblauen Regalen voller alter Dosen, prangte ein Druck von Leonardo da Vincis *Johannes der Täufer* mit dem Lächeln in den Augen und dem gen Himmel weisenden Zeigefinger. Ich sah in dieser Geste

weniger die Mahnung, das, was größer ist als wir, nicht aus dem Blick zu verlieren, als vielmehr einen spöttischen Ausdruck des Triumphes, wie bei manchen Fußballspielern, wenn sie ein Tor geschossen haben. Ganz zu schweigen davon, dass in meinem Fall vom Himmel, auf den der Finger verwies, die radioaktive Pest heruntergeregnet war.

Der folgende Bericht ist offensichtlich Ausdruck meiner beschränkten, hinter vielen Geschichten und Abschweifungen verborgenen Sicht, aber er ist auch ein kleiner Beitrag zur Wiederaufwertung eines den Dämonen zum Opfer gefallenem Städtchens, das sich wohl auch ein anderes, ruhigeres Schicksal gewünscht hätte.

Letztes Jahr im November stand ich in eisiger Morgenfrühe auf dem langen Gehsteig vor dem rostigen Bahnhof von Kiew. Auf zig Busse verteilten sich Frauen jeden Alters, die zur Arbeit in alle Gegenden Europas fuhren. Direkt vor einer modernen, übertrieben vergoldeten orthodoxen Kirche parkte ein gelber Kleinbus mit einem Fähnchen, auf dem das Symbol für Radioaktivität zu erkennen war. An der Fahrertür lehnten zwei junge Männer, die Begleiter: einer hager und bärtig, schwarzgekleidet, mit dem mystischen Aussehen eines orthodoxen Priesters; der andere vierschrötig, das Gesicht von Pickeln entstellt, mit Militärhaarschnitt und zwei Ohrringen auf jeder Seite. Sie warteten auf die Kunden und überprüften deren Anmeldung auf einem nagelneuen iPad. Wir waren zu siebt: zwei Physiker von der Universität Sankt Petersburg, ein fröhliches Pärchen aus Moskau, eine weißrussische Psychologin, die aussah wie Juliette Binoche in blond, und ein Litauer mit reich bestückter Fotoausrüstung.

Nach Erledigung der Formalitäten ließen sie uns einsteigen. Die erste Überraschung war, dass die Schiebetür nicht richtig schloss. So war ich die ganze Fahrt über einem schneidend kalten Wind ausgesetzt. Aber was mich an diesem Bus am meisten störte, war der faulige Gestank, wie nach Kohlfürzen und Wodka.

Nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, bogen wir in eine monotone, völlig leere LKW-Piste ein, die von dichten schwarzen Wäldern flankiert war. Von Zeit zu Zeit am Straßenrand Polizeiwagen, halb verdeckt von kältestarren Polizisten. Nach einer halben Stunde schläfrigen

Schweigens griff der Picklige, der neben dem wortlosen Fahrer saß, zum Mikrophon und trug mit starrem Blick nach vorn »eine kurze Einführung in die Ausflugsfahrt« vor. Er sagte, es sei nichts mehr zu befürchten, denn »es ist alles sicher«. Zum ersten Mal hörte ich die Bezeichnung »Zone«: »Nichts Essbares darf in die Zone hineingebracht und nichts mit herausgenommen werden; alles, was Ihnen zu Boden fällt, muss in der Zone gelassen werden.« Dann schaltete er einen an der Decke des Kleinbusses angebrachten Miniferntseher ein und zeigte uns einen Dokumentarfilm vom National Geographic mit dem Titel *The Battle of Chernobyl*, der uns erst recht das Blut in den Adern gefrieren ließ und den Wunsch in uns weckte, auf der Stelle kehrtzumachen. Aber jetzt war es zu spät: Ein ausgeleierter Militärschlagbaum versperrte uns den Weg. Man ließ uns aussteigen, um uns zu identifizieren. Mit Handbewegungen, als hätten sie Angst, den Mund zu öffnen, bedeuteten die Wachposten uns, einen breiten Streifen »Niemandland« zu überqueren, auf dem ein paar streunende, halbnackte Hunde müde herumschnüffelten. Wieder im Bus fuhren wir im Schrittempo eine breite gerade Straße entlang, vorbei an ein paar Häuschen in offensichtlich verlassenen Zustand. Ein wenig später abruptes Bremsen: Alle schnell raus auf einen Seitenpfad, um einen alten Mann mit einem Karren zu fotografieren, der eilig davonlief wie ein aufgescheuchtes Tier.

Die Landschaft ringsum wurde immer konturenloser. Da kein Schnee lag, war die vorherrschende Farbe salbeigrün, und die fahlen Birken waren alle noch klein und jung.

Als wir den Stadtrand von Tschernobyl erreichten, sahen wir einige wenige Häuser im sowjetischen Stil, umgeben von krummen Bäumen. Man sagte uns, in der gesamten Zone gebe es nur 700 Einwohner: Männer und Frauen, zumeist ältere, die sich entschieden hätten, ungeachtet der Gefahr in ihre Häuser zurückzukehren, sowie Arbeiter, die sich nur vierzehn Tage dort aufhalten dürften und sich danach ebenso lange ausruhen und Gesundheitskontrollen unterziehen müssten. Weiter hieß es, die Stadt Tschernobyl sei, obwohl nur 29 Kilometer vom Kernkraftwerk entfernt, relativ wenig von den Auswirkungen der Strahlung betroffen gewesen. Der radioaktive Staub habe sich wegen des Windes eher nach Norden

ausgebreitet und Weißrussland verseucht. Allerdings sei im Oktober 1988 die Rede davon gewesen, einen Teil der kontaminierten Stadt dem Erdboden gleichzumachen, eine Lösung, die man aber verworfen habe, weil mit dem Schutt der abgerissenen Häuser Unmengen an radioaktiven Teilchen aufgewirbelt worden wären.

Im Empfangszentrum, auf einem Schild pompös als »Chernobyl Interform Agency« bezeichnet, duftete es angenehm nach heißer Rübensuppe. Ein Mann im Tarnanzug begrüßte uns. Es war unser Begleiter, der die bereits gehörten Empfehlungen wiederholte und uns einen Stapel Papiere unterzeichnen ließ, mit dem wir jegliche Verantwortung für alles, was uns zustoßen könnte, übernahmen. Ich betrachtete ihn näher: Sein kantiges Gesicht, streng und melancholisch, erinnerte mich an einen Filmschauspieler. Aber aus welchem merkwürdigen Film?

Zusammen mit unserem Begleiter gingen wir ein paar Schritte bis zu der ehemaligen Busstation, um ... einen Kaffee zu trinken und einen Imbiss zu uns zu nehmen. Der bunte kleine Lebensmittelladen, der von einer blonden Frau mit gerötetem Gesicht und lauter Goldzähnen geführt wurde, strotzte vor Leckerbissen: Eier, Gemüse, Wodka, Bier, Wurst und Käse in leuchtenden Farben. Alles gut sichtbar im Freien präsentiert. Mich reizten die kleinen smaragdgrünen Gurken. »Die sind nicht gut«, sagte die Verkäuferin barsch. »Haben Sie die nur zur Dekoration?«, fragte ich. Sie setzte ein goldenes Medusenlächeln auf und strahlte mich an. Es gab auch eine Tiefkühltheke, auf die sich meine Reisegefährten stürzten, die den restlichen Vormittag über immer wieder verstohlen rosafarbene Krebsfleischstangen aus ihren Brotbeuteln zogen und sie lutschten wie einen Lolly.

Wir fuhren weiter auf den älteren Teil der Stadt zu: ein paar verlassene, einstöckige Häuser, manche noch aus Holz. Eine klare Stadtstruktur war nicht zu erkennen, manchmal markierten Eckgebäude aus dem vergangenen Jahrhundert eine Straßenkreuzung. Es sah aus wie ein trauriger, dichter Wald, mit Häusern hier und da, ohne Licht und Leben. Zerbrochene Lattenzäune umgrenzten das, was einmal blühende Obst- und Gemüseärten gewesen waren, wie sie zahlreiche ländliche Behausungen umgeben hatten, die sich im Lauf der Jahrhunderte aneinanderreichten, bis